

Helmut Böttiger

Celan am Meer



Wallstein

Leseprobe (S. 1-10) aus:

Helmut Böttiger
Celan am Meer

144 S., geb., Schutzumschlag
20,00 € (D); 20,60 € (A)
ISBN (Print) 978-3-8353-3043-6
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353- 4103-6
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353- 4104-3

Der Autor

Helmut Böttiger, geb. 1956, studierte Germanistik und arbeitete bei verschiedenen Zeitungen, u. a. als verantwortlicher Literaturredakteur der Frankfurter Rundschau; Dissertation über Fritz Rudolf Fries und die DDR-Literatur. Er lebt seit 2002 als freier Autor und Kritiker in Berlin. Der ausgewiesene Kenner der Werke und des Lebens von Paul Celan wurde mit dem Alfred-Kerr-Preis, dem Ernst-Robert-Curtius-Förderpreis für Essayistik und mit dem Preis der Leipziger Buchmesse (für sein Buch über die Gruppe 47) ausgezeichnet.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017
www.wallstein-verlag.de

Helmut Böttiger
Celan am Meer



WALLSTEIN VERLAG

Den Weg gab es nicht. Die Mühle von Kerléac musste etwas mit jenem »Kerléac« zu tun haben, das man auf der Karte entdecken konnte, einer großen Karte im Maßstab von 1:25 000, das Äußerste, was zu kriegen war. Dick eingezzeichnet erschien der Ort »Trébabu«, mit einem roten zerfließenden Punkt, der Ort, von dem eigentlich alles ausging. Aber er bestand vor allem aus Rändern und kleinen Gehöften: Kervan, Kersac, Kermergant. Überall flossen Bäche, wucherte es im Grün. Die Mühle von Kerléac gehörte zu Trébabu. Doch von der Straße aus waren alle Gehöfte unkenntlich. Ab und zu bogen kleine Seitenpfade von der Landstraße ab, die ins Nirgendwo zu führen schienen, manchmal war ein kleines Schild zu erkennen, das ein Ziel dieses Seitenpfads angab – aber das Wort, das auf diesen Schildern stand, fand sich in den seltensten Fällen auf der Karte wieder.

Wir näherten uns Trébabu von hinten, von der gelb eingezzeichneten Straße, auf die man von Brest aus kommt und die Brest auf ihre Weise fortsetzt: eine formale Behauptung. Der Bahnhof von Brest erinnert an frühere Heldengedenktage, an große weiße Denkmäler mit gereckten Armen und waffenstarrendem, pathetischem Blick. Alles ist Neubau, alles ist von einer Moderne, die in Beton zerfranst. Der Hafen besteht aus großen Kränen, die über mehrere, im Halbrund aufgereihte halbhöhe Silos kreisen. Hier gibt es keine Geschichte, sie wurde im Zweiten Weltkrieg von den Alliierten ausgelöscht. Brest war ein militärisches Hauptquartier der Deutschen. Der

Park am Bahnhof ist leer. Und der Wirt der Restauration am Bahnhof, der während des Sprechens mit offenem Mund die Zähigkeit seines Weißbrots zur Schau stellt, weiß von nichts.

In der gelben Straße lief Brest aus, hier waren die letzten Sendboten der Moderne dabei, zu versanden. Uneinsehbare Schneisen führten ins Nichts. Es war Zufall, dass wir nach einer weit geschwungenen Kurve plötzlich ein verrostetes Schild entdeckten, auf dem kaum kenntlich »Kerléac« geschrieben war, in kleinen, dahindämmernenden Lettern. Der Weg, in den wir dann einbogen, führte nach einem Kilometer in einen Bauernhof, mündete in einen mit Pflastersteinen und Gräsern gebildeten Halbkreis und ließ die Wahl zwischen zwei, drei kleinen Gebäuden. Sie waren alle leer. An einer Stalltür hing ein verwitterter Anschlag der Gemeinde Trébabu, der auf Probleme der Wasserversorgung hinwies. Kein Hund bellte. Und von einer Mühle war nichts zu sehen. Wir entschieden, auf die gelbe Straße zurückzufahren und den Bach zu suchen, der unterhalb dieses Hofes »Kerléac« eingezeichnet war. Die Mühle musste an diesem Bach stehen. Die nächste Abzweigung führte nach Kerlovan, wir fuhren an einem langgestreckten Bauernhof vorbei, an dessen verwitternden Außenmauern große, weiße Blüten standen – ihre großen Kelche, ihre Feierlichkeit warf ein Licht zurück auf die Steine, an denen sie sich emporrankten. Dann ging es bergab, in einem Hohlweg, an den Seiten sah man zwei Meter hoch die massive, feuchte bretonische Erde, und an einer Biegung stand eine alte Kirche, die unerwartet groß über das enge Tal sah. Sie setzte sich aus den grauen Steinquadern zusammen, die hier für Wind und Wetter stehen, und wirkte verloren inmitten der verstreuten kleinen Be-

hausungen, der großen Hänge mit dichten hochgewachsenen Bäumen, der kleinen Straße, auf der niemand fuhr.

Das Haus neben der Kirche war abgedeckt. Zwischen manchen Fenstern hingen noch zersplittete Glasscheiben. Das Gelände war groß, aber aufgegeben. Die Straße ging in einen Fahrweg mit Mittelstreifen über, auf dem das Gras immer höher wuchs, die Fahrrillen wurden enger und morastiger, und an einer Wegbiegung stand ein großer schwarzer Hund, von dem nicht zu ahnen war, wohin er gehörte. Wir fuhren weiter. Ein Stall war zu sehen, aus dem das Gestein herausbröckelte, kleine Verwerfungen ohne Sinn. Wald, Gras, Geröll, es wurde eng. Doch dann begannen die Bäume zierlicher zu werden, und der Weg zog sich filigran durch helleres Gelände. Ein neues, einstöckiges Haus stand am Ende, direkt am Bach. Als wir dort hielten, kam eine Frau aus dem Haus und begrüßte uns, als hätte sie uns erwartet. Wir waren da.

Dass Trébabu klein sein würde, hatten wir geahnt. Es setzt sich aus lauter winzigen Punkten zusammen, windschiefen Häusern aus Granit. Sie sind eingezwängt in die vielen unnachvollziehbaren Täler, an deren Rändern es steil und abrupt hochgeht, mit einem wilden Baumbestand. Dazwischen ein leichter, unwiderstehlicher Geruch nach Meer. Das Grau scheint daher zu röhren, die Frische in der Luft. Trébabu hat aber auch einen Kern: da ist ein Friedhof, eine kleine Kirche und eine schwungvolle Senke. Die Straße führt steil hinunter, in ein Talkesselchen, man sieht die verwitterten, alten Grabsteine um die Kirche, ringsherum heftig auflodernde, alte und hohe Bäume, dann geht es wieder nach oben: an einem Brunnen vorbei, an dessen Stein sich dunkles Moos festgesetzt hat, grüne Schlieren verlieren sich im Wasser. Links zwei, drei Häuser, rechts eine große Mauer, und dann ist man wieder auf der Hochebene, der Weg führt hinaus auf die Landstraße nach Le Conquet. Der »Relais du Trébabu« steht mit großem Parkplatz an der Seite, es scheint ein Geheimtipp für Lastwagenfahrer zu sein. Die Inneneinrichtung ist austauschbar und mischt in Beige und Braun die siebziger Jahre mit Attributen des Jetzt. Dann kommt schon nichts mehr. Links diffuses Feld, rechts der große Wald, vorn die Kurve hinunter zum Meer. Trébabu besteht aus Friedhof und Kirche, sonst ist die Mitte leer.

Celan wohnte hier auf dem Gelände des Schlosses »Kermorvan«. Das ist alles, was wir wissen. Das Rathaus befindet sich dem dunklen grünen Brunnen gegenüber, eines der Häuser auf der linken Seite der Straße, ein heller gesichtsloser Neubau. Ein provisorisches Schild zeigt

den »Presbytère« an. Der Briefkasten des Priesters liegt auf einer rostigen Metallplatte, die von losen Granitsteinen gehalten wird, das Rohr für die Zeitung ist schräg dazwischen geklemmt.

Das Schloss muss im Wald sein, der direkt an der Kirche beginnt, hinter den hohen Bäumen. An der Straße zieht sich eine Steinmauer entlang, die etwas verbirgt. Aber sie hat zwei schmale Durchlässe: eine unten in der Senke, der Kirche gegenüber, mit dem Schild »Warnung vor dem Hund«, von Friedhof und Kirche ist das Terrain durch einen hohen Metallzaun getrennt. Der Weg, der neben dem Schild in das Innere führt, macht ein paar Meter weiter oben eine scharfe Biegung nach links und verschwindet im undurchsichtigen Gelände. Der andere Durchlass ist in der Richtung, aus der wir gekommen sind, auf der Höhe, er ist fast verdeckt von einem großen Steinkreuz am Rand der Straße. Da zieht sich ein Weg geradeaus in den Wald, man kann ihn hundert Meter lang sehen.

Das Kreuz ist katholisch alt. Wo es schwärzlich wird und Flechten ansetzt, liegt der Westen, kommen Böen vom Meer. Doch an der Vorderseite schaut Jesus ernst und starr, grau und weiß und steinern, ein Pathos aus tiefen christlichen Jahrhunderten. Hier, in der Senke von Trébabu, an den Mauern, an den Gräbern und vor dem Wald, steht die Zeit still. Von der engen Straße oben, zwischen krummen Obstbäumen und heillos wuchern- dem Gebüsch, könnten Pferdefuhrwerke kommen, und aufgeschossene, verbeulte und abrupt puffende Renaults aus den dreißiger Jahren genauso wie der elegant geschwungene DS von Citroën aus den Fünfzigern. Jesus

am Kreuz ist ein Schwarzweißfoto, die Mauer zwischen Berg und Wald auch.

Die zwei Durchlässe, unten an den Gräbern und oben am Kreuz, bewegen sich offenkundig auf ein geheimes Zentrum zu. Sie treffen sich an einem Ort, den man nicht sieht. Er muss zwischen den Bäumen versteckt sein, in einer Lichtung vermutlich, etwas Erhabenes und in sich Ruhendes. Als wir langsam die Mauer entlanggehen, sehen wir an einer Stelle zwischen den Baumwipfeln ein rotes Dach aufblitzen. Dies ist das Schloss.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Garamond
Umschlaggestaltung: WSV, Göttingen
ISBN (Print) 978-3-8353-3043-6
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4103-6
ISBN (E-Book, epub) 978-3-8353-4104-3